

SCHWERPUNKT: ÜBER DAS HOFFEN

Menschen hoffen. Menschen erkennen, beabsichtigen und wünschen nicht nur, sondern sie hoffen auch. Gewiss, Hoffnung steht nicht jenseits unserer Erkenntnis- und Begehrungsvermögen, sondern ist in diesen verankert. Dennoch bildet das Hoffen ein eigenständiges, wenn auch schwer greifbares Phänomen. Wie könnte es aussehen, wenn wir uns zur Zukunft nur erwartend, an Wahrscheinlichkeiten orientiert, verhielten? Wenn wir im Handeln nur planen, aber nicht auch hoffen würden, dass das, was wir planen, gelingen möge? Die Bedeutung des Hoffens in der menschlichen Lebensform wird einerseits gerade durch seine Verflechtung mit anderen Tätigkeiten und Fähigkeiten sichtbar, andererseits zeigt sich so, welche unersetzliche Rolle die Hoffnung für das Leben spielt.

Der besondere Wert der Hoffnung für die menschliche Lebensform wird in der europäischen Kulturgeschichte vielerorts beschrieben. Aus ihr ist die Hoffnung nicht wegzudenken. Bereits Hesiods Geschichte über die Büchse der Pandora bringt den besonderen Stellenwert der Hoffnung zum Ausdruck, deren Verlust als das unerträglichste Los erfahren wird.¹ Oder man denke daran, wie eng Dante in der *Göttlichen Komödie* Lebendigkeit an Hoffnung knüpft; die Lebenden trennt vom Inferno, wie es über dessen Eingang geschrieben steht, die Hoffnung, die jeder zurücklässt, der hier eintritt.² Und kaum ein Dichter von Rang – von Schiller über Hölderlin bis Yeats –, der nicht auch die Hoffnung in Verse gebannt hat. Die Liste wäre leicht fortzusetzen und auf die Musik und bildende Kunst auszuweiten. Auch im Selbstverständnis der Religion schließlich hat die Hoffnung, die neben Glaube und Liebe zu den theologischen Tugenden zählt, einen festen und zentralen Ort.

Im Vergleich zur Karriere der Hoffnung in Kunst und Religion scheint ihre Erfolgsgeschichte in der Philosophie zunächst bescheiden auszufallen. Zumal in der philosophischen Gegenwartsdebatte besitzt das Hoffnungsthema bestenfalls eine Nischenexistenz. Drei Gründe für ihren Bedeutungsverlust scheinen auf der Hand zu liegen. Zum einen ist der Begriff Hoffnung vom Geruch des Widervernünftigen umweht. Hoffnung sei kein Begriff *sui generis*, weil sie sich mit den Begriffen des Erkenntnis- und Begehrungsvermögens *restlos* konzeptualisieren lasse. Was am Hoffen nicht in diesen Begriffen aufgelöst werden könne, liege jenseits des Rationalen und gehöre nicht zu einer über sich selbst aufgeklärten Philosophie. Hoffnung gilt zweitens als ein Platzhalter für etwas, das nicht in der eigenen Hand liegt. Wer hofft, der erwartet etwas, das sich außerhalb der Möglichkeiten des eigenen Handelns befindet. Hoffnung tritt somit in einen Widerstreit mit der Autonomie, über das Leben selbst zu bestimmen, und erscheint in diesem Licht als unvereinbar mit einer freiheitsbasierten Ethik. Schließlich und drittens gehört Hoffnung zu jenen Grenzbereichen, in

¹ Zum Begriff Hoffnung bei Hesiod und in der frühgriechischen Lyrik vgl. M. Theunissen, Pindar. Menschenlos und Wende der Zeit, München 2000, 307–395.

² „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!“ (Lasst jede Hoffnung hinter euch, ihr, die ihr eintretet.) Dante, Die Göttliche Komödie, Inferno 3,9.

denen sich Philosophie mit Kunst und Religion berührt, und diese Nähe leistet der Neigung zum Fremdeln Vorschub.

Mit dem Themenschwerpunkt über das Hoffen wird das Ziel verfolgt, diesen Vorbehalten entgegenzutreten und zu zeigen, weshalb Berührungsängste mit dem Hoffnungsbegriff in der Philosophie fehl am Platze sind. Der gemeinsame Ausgangspunkt der Autorinnen und Autoren ist die Überzeugung, dass Hoffnung, neben allen strittigen Einordnungen in verschiedene kognitive Kategorien, eine rationale Basis besitzt. Insoweit steht in jedem Beitrag mehr oder minder die Frage nach dem Grund des Hoffens im Mittelpunkt. Hoffnung und Vernunft unterhalten eine schwierige, aber enge Beziehung. Unter diesem Blickwinkel zeigt sich, dass der Hoffnungsbegriff in der Philosophie eine reichhaltigere Geschichte besitzt, als der flüchtige Vergleich mit der Kunst und Religion oder die Gegenwartsdebatte vermuten lassen. Darunter fallen nicht nur Kants dritte Grundfrage der Philosophie „Was darf ich hoffen?“ und Blochs Monumentalwerk *Das Prinzip Hoffnung*, welche Meilensteine markieren, um die keine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Hoffnung herumkommt. Bloch, einer der Mitbegründer der *Deutschen Zeitschrift für Philosophie*, der Texte aus dem *Prinzip Hoffnung* in dieser Zeitschrift vorab veröffentlichte, greift, wie der Beitrag von Henning Tegtmeier zeigt, auf eine reiche und weit verzweigte Tradition zurück, deren kritische Wiedergewinnung zu bemerkenswerten Einsichten führt.³ Auch bei Autoren, die man weniger mit dem Begriff der Hoffnung in Verbindung bringt, lassen sich Überlegungen finden, deren genauere Betrachtung lohnt. So kann etwa, wie Tilo Wesche in seinem Beitrag ausführt, eine Verbindungslinie zwischen Kants dritter Grundfrage und Adornos Neubestimmung der Hoffnung nachgezeichnet und mit Erkenntnisgewinn für das Verhältnis von Moral und Glück beleuchtet werden. Zentral für jede Beschäftigung mit der Hoffnung ist gewiss die Philosophie von Thomas von Aquin. Über den Vergleich zwischen Thomas und Wilhelm von Ockham lassen sich, wie der Beitrag von Dominik Perler darlegt, zwei systematische Theoriealternativen ausweisen, die Hoffnung zum einen als Tugend und zum anderen als Affekt begreiflich machen. Vergleichbare Fragen, inwiefern Hoffnung ein Affekt, ein kognitiver Zustand oder eine Tugend ist, werden in der neueren analytischen Philosophie und bei Ludwig Wittgenstein behandelt, wie der Beitrag von Barbara Schmitz zu Bedeutung und Wert des Hoffens in der menschlichen Lebensform zeigt. Dass schließlich das Hoffnungsthema auch in der Sozialphilosophie auf fruchtbaren Boden fällt, machen die Überlegungen von Victoria McGeer zu den sozialen Verhältnissen, unter denen Hoffnung gedeihen kann, deutlich. Zwangsläufig stellen die Beiträge nur eine Auswahl aus der weiten Themenspanne dar. Aufmerksamkeit verdienen, neben den hier vorgestellten Positionen, zweifelsohne auch die klassischen Konzeptionen der Hoffnung bei Aristoteles und Kierkegaard.⁴ Und wollte man sich einen vollständigen Überblick über die Debatte verschaffen, wäre freilich das Projekt der sozialen Hoffnung von Richard Rorty und Jonathan Lear als einer der vielversprechendsten Ansätze zu nennen.⁵ Indem die Beiträge

³ Vgl. zu Bloch auch H. Fink-Eitel, Das rote Zimmer. Fragen nach dem Prinzip der Philosophie von Ernst Bloch, in: Philosophisches Jahrbuch, 95 (1988), 320–337; J. Kreuzer, Einleitung, in: E. Bloch, Gesellschaft und Kultur, Berlin 2010, 7–20; ders., Bloch-Lektüre heute, in: K. Kufeld u. J. Nida-Rümelin (Hg.), Die Gegenwart der Utopie, Freiburg / München 2011, 183–199.

⁴ Zu Aristoteles vgl. G. Scott Gravlee, Aristotle on Hope, in: Journal of the History of Philosophy, 38 (2000), 461–477; und zu Kierkegaard: M. Theunissen, Der Begriff Verzweiflung. Korrekturen an Kierkegaard, Frankfurt/M. 1993.

⁵ Vgl. R. Rorty, Philosophy and Social Hope, London 1999; J. Lear, Radical Hope. Ethics in the Fate of Cultural Devastation, Cambridge/Mass. 2006; zu Rorty vgl. N. Smith, Rorty on Religion and Hope, in: Inquiry, 48 (2005), 76–98.

unter ausgewählten Gesichtspunkten sich auf das Thema zubewegen, mögen sie jedoch hinreichend vor Augen führen, dass Hoffnung ein intellektuell durchaus lebendiges Thema ist.*

Barbara Schmitz, Basel; Tilo Wesche, Basel/Jena

* Bis auf den Aufsatz von Victoria McGeer gehen die Beiträge auf einen Workshop im Oktober 2011 an der Universität Basel zurück. Wir danken allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern für Hinweise und Kritik.